

**Zeitschrift:** Der Freidenker [1927-1952]  
**Herausgeber:** Freigeistige Vereinigung der Schweiz  
**Band:** 20 (1937)  
**Heft:** 4  
  
**Rubrik:** Feuilleton

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Planes 12,000 neue Schulen zu errichten und zu diesem Zwecke ein volles Fünftel der Staatsausgaben zu widmen.

Prof. W. Gates von der nordamerikanischen John Hopkins University, der Mexiko wiederholt bereist hat, konnte bereits 1934 feststellen: «Ich sah in einer grossen Zahl von Dörfern verfallene Kirchen ... Aber ihnen gegenüber steht das Schulhaus als ein — nein, als das Lebenszentrum der Gemeinschaft. Die Bauern haben ihren Glauben in die Schule gelegt; sie haben sich geistig um die Schule gruppiert, bewusster als einst um die Kirche.»

Nun versteht man, warum die Kirche in Mexiko an menschlicher Hilfe verzweifelt; sie rüstet keine bewaffneten Banden mehr aus und ihre Sprache ist sehr bescheiden geworden, wie das «Kollektiv-Hirtenschreiben der mexikanischen Hierarchie» vom 30. August 1935 beweist, welches in der Wochenschrift «Ecclesiastica» (Freiburg, Schweiz) am 23. November 1935 veröffentlicht wurde. Darin wird vor allem an die «glänzende soziale Arbeit» erinnert, welche im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche in Mexiko geleistet worden sein soll. Dazu rechnet das Hirtenschreiben «nicht nur die zahllosen für den Gottesdienst errichteten Tempel ... sondern auch die zahllosen Spitäler und Wohltätigkeitsinstitutionen». Der Trick ist nicht neu. In allen katholischen Ländern ist die Kirche bestrebt, das Armenwesen für sich zu monopolisieren, um dafür eine staatliche Unterstützung einzukassieren, die um ein Vielfaches jenes Kapitel übersteigt, das die Kirche in Fürsorgeinstitutionen investiert. Die Wohlfahrtseinrichtungen der Kirche bedeuten für diese — nicht aber für den Staat — ein ausgezeichnetes Geschäft.

Doch hören wir weiter, welche Klagen das Hirtenschreiben über die Hemmung der «Handlungsfreiheit der Kirche» durch den Staat vorzubringen hat: «Schon im Jahre 1910 hatten verschiedene katholische Abgeordnete im Bundesparlament Massnahmen für die Errichtung von Bauernbanken und bäuerlichen Genossenschaften vorgeschlagen. Eine Gruppe katholischer Abgeordneter ersuchte das Bundesparlament um die Anerkennung der juristischen Persönlichkeit an die Arbeitergewerkschaften und arbeitete für eine wirkliche Sonntagsruhe und das Ausgleichsgesetz.»

Dazu wäre zu bemerken, dass die Bauernbanken erst recht die Bewucherung der Bauernschaft durch die finanzkräftige, wirtschaftlich übermächtige Kirche ermöglicht hätten. Bäuerliche Genossenschaften — natürlich auch unter Leitung geistlicher Funktionäre — wären nur ein Mittel gewesen, um die Opposition revolutionärer Elemente auszuschalten. Was die Arbeitergewerkschaften betrifft, so hat das Beispiel in ande-

ren Ländern gezeigt, dass die Kirche es verstanden hat, durch Gründung eigener katholischer Gewerkschaften die Arbeiter-schaft ideologisch zu spalten und so deren politischen Einfluss zu schwächen. Das war ja der eigentliche Sinn der berühmten «Arbeiter-Enzyklika» (Rerum Novarum) des Papstes Leo XIII., dass den angeblich «religionsfeindlichen» sozialistischen Organisationen katholische Arbeiterverbände gegenüber gestellt werden sollten:

«Damit sehen sich christlich gesinnte Arbeiter vor die Wahl gestellt, entweder Mitglieder von Bündnen zu werden, die ihrer Religion Gefahr bringen, oder aber ihrerseits Vereine zu gründen, um mit gemeinsamen Kräften gegen jenes schmachliche System der Unterdrückung anzukämpfen.»

Seit dem grossen Börsenkrach 1929 haben sich die Klassen-gegensätze mit der fortschreitenden Wirtschaftskrise erheblich verschärft. Auch für die katholischen Arbeiter ist der Kampf gegen das «schmachliche System der Unterdrückung» wichtiger geworden als die Rücksichtnahme darauf, ob «ihrer Religion Gefahr» drohe. Zumal selbst die katholischen Unternehmer gezwungen waren — trotz aller «christlichen Nächstenliebe» — die Löhne herabzusetzen, um ihren Profit zu sichern. Wie sollte da ein friedlicher Ausgleich der entgegengesetzten Interessen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern möglich sein?

Nun, der Faschismus löste das Problem einfach mit Gewalt und natürlich zugunsten der Arbeitgeber, von denen er ja entsprechend subventioniert wurde. Aber er verzichtete doch nicht ganz auf eine ideologische «Rechtfertigung» seiner Diktatur. Als einigendes Band für alle Volksschichten wurde der imperialistische Anspruch der «Nation» proklamiert: Die «Volksgemeinschaft» müsse sich wirtschaftlich den Platz an der Sonne erkämpfen und sei es auch auf Kosten anderer Völker. In diesem Sinne bestehe für alle Berufe eine «Interessengemeinschaft» zwischen Unternehmer und Arbeiter. Wenn es dem Unternehmer besser gehe, dann werde er auch wieder höhere Löhne zahlen. Wenn die Nation nur erst über genügend grosse Kolonien verfüge, die man entsprechend ausbeuten kann, dann werde auch der letzte Arbeiter an den Profiten des heimischen Kapitals partizipieren.

Auf solche Weise wurde die korporative Staatsidee bewusst allen sozialistischen Tendenzen gegenübergestellt, um dem Faschismus eine gewisse Massenbasis zu sichern. Damit entstand jedoch für die Kirche eine neue Gefahr, denn die nationale Bindung trat — und zwar mit Erfolg — in Konkurrenz mit der Glaubensbindung. Die Autorität der Kirche wurde durch den Totalitätsanspruch des faschistischen Staa-

## Feuilleton.

KONRAD DEUBLER,

der Bauern-Philosoph und Freidenker.

(Entnommen dem Werke seines Freundes Prof. Arnold Dodel-Port, Botaniker in Zürich, gestorben am 11. April 1908 daselbst.)

(Fortsetzung.)

Der Krieg mit Preussen von anno 1866 blutigen Andenkens war nicht ohne Einfluss geblieben auf etwelche Hebung der Kulturzustände in Oesterreich. Man erkannte, dass nicht allein Repetiergewehre, sondern auch sogenannte Geisteswaffen, nämlich Aufklärung und Volksbildung, zu den Grundsäulen des staatlichen Daseins gehören. Reaktion und Konkordat räumten der Verbesserung der Schulen etwas mehr Spielraum ein als sonst, d. h. es konnte in dieser Richtung endlich auch mit «gesetzlichen Mitteln» reformiert werden. Da fühlte sich denn unser wackerer Freidenker, den ja die Reorganisation und Reform des Schulwesens in seiner heimatlichen Talschaft von jeher am Herzen lag, wiederum in seinem Element. Er propagierte schon anfangs 1870 nach besten Kräften für die Schulreform. «Da meinen aber andere», schreibt er, «durch die Aufklärung könnte leicht der Glaube leiden. Besonders sind unsere protestantischen und katholischen Jesuiten sehr ungehalten darüber. Gottlob, dass die «gute Zeit» dieser Schwarzröcke auch in Oesterreich vorüber zu sein scheint, sonst würden wieder die Bartholomäus-Nächte und der 30jährige Krieg in Permanenz erklärt werden.»

«So ist auch bei uns in Goisern die Schulfrage auf die Tagesordnung gesetzt worden. Die Frage ist, ob Staats- oder Privatschule? Dass ich mit allen gesetzlichen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, für eine konfessionslose Schule agitiere, können Sie sich denken; denn die Hauptgegenstände des Unterrichtes unserer Schulen waren bisher immer die biblischen Glaubenslehren und erst in zweiter Linie ein bischen Wissen und Können.»

Recht freundliche Lichtblicke brachten noch zwei Ereignisse in das Leben unseres Helden. Nachdem er schon im Februar 1870 von der Goiserer Gemeinde in die Grundsteuer-Regulierungs-Kommission gewählt worden war, ernannten ihn im Herbst darauf seine Gemeindegossen zum Bürgermeister von Goisern; auch wurde er Präsident des Ortsschulrates. Diese schönen Genugtuungen benützte Deubler aber nur zu dem Zwecke, vor allem seiner Gemeinde und der Sache des Fortschrittes förderlich zu sein. Er setzte es auch mit Hilfe seines Amtsvorgängers und Freundes J. Steinbrecher und unter lebhafter Mitwirkung einiger anderer Freunde der Aufklärung in seiner Gemeinde durch, dass die beiden konfessionellen Schulen (protestantische und katholische) zu einer einzigen, konfessionslosen, mehrklassigen Gemeindeschule verschmolzen wurde. Die Erfahrung lehrte dann reichlich, dass jene Vereinigung nur Segen gebracht hat. Die mit vier tüchtigen Lehrern ausgestattete Gemeindeschule gehört zu den besten von ganz Oesterreich.

Am 20. Februar 1872 eilte Deubler an das Krankenlager seines todkranken Freundes Feuerbach. Sie sahen sich zum letzten Male. Am 13. September 1872 schied der grosse Feuerbach aus dem Leben.

tes bedroht. Pius XI. erkannte die Gefahr, aber eigentlich zu spät. Seine Enzyklika «Quadragesimo anno» suchte zu retten, was noch zu retten war. Er bekannte sich zum Ständestaat, wenn auch nicht auf nationaler, sondern auf christlicher Grundlage. Ein einziger Staat hat diese Grundlage — der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe — akzeptiert: Oesterreich.

Der Hirtenbrief der mexikanischen Bischöfe beruft sich natürlich auch auf dieses päpstliche Rundschreiben, um darzutun, wie trefflich die Kirche zur Ueberbrückung der Klassengegensätze beitragen könnte. Doch auch für Mexiko kommt Pius XI. zu spät, denn dort hat man sich für einen anderen Weg entschieden, um die soziale Frage und insbesondere die für Mexiko so überragend wichtige Agrarfrage zu lösen. Die Kirche kann dieser sozialistischen Lösung natürlich nicht zustimmen, woraus das Hirten Schreiben übrigens auch kein Hehl macht: «Angesichts der Ungleichheit der sozialen Klassen, eine Ungleichheit, die die Kirche anerkennt und nicht einmal zu beseitigen versucht, da sie das Werk der Natur selber ist, fasst sie ihr Programm der sozialen Erneuerung in der Betätigung der Gerechtigkeit und Liebe zusammen.»

Unter Gerechtigkeit und Liebe versteht die Kirche in erster Linie die Erhaltung ihrer Vorrechte, d. h. ihres Privateigentums und ihrer Steuerprivilegien. Das Hirten Schreiben lässt auch nach dieser Richtung keinen Zweifel zu. Was «das Recht auf Privateigentum» betrifft, heisst es dort: «Das Recht auf Privatbesitz, das von der Natur kommt, kann der Staat nicht aufheben; er kann nur den Gebrauch des Eigentums regeln und mit den öffentlichen Interessen in Einklang bringen.» Und in bezug auf die Besteuerung wird gesagt, dass «es gegen Recht und Billigkeit ist, wenn der Staat vom Vermögen der Untertanen einen übergrossen Teil sich aneignet».

Nun, die jetzige mexikanische Regierung will gar nichts anderes als die Verteilung von Grund und Boden, sowie die Exploitation der natürlichen Schätze des Landes «mit den öffentlichen Interessen in Einklang» bringen. Da die Ansprüche der Kirche jedoch den öffentlichen Interessen widersprechen, so müssen die Privilegien der Kirche eben beseitigt werden. Ein Kompromiss ist da unmöglich. Das scheint die katholische Kirche in Mexiko dann auch begriffen zu haben, und wie die machtpolitischen Verhältnisse in Mexiko heute liegen, ist wirklich keine menschliche Hilfe mehr für die Kirche dort zu erwarten. Nur ein göttliches Wunder könnte die Entwicklung nach rückwärts revidieren und der Kirche wieder jene Vorzugsstellung in Mexiko verschaffen, die sie dort einst inne hatte.

Mit Feuerbachs Tod beginnt ein neuer Zeitabschnitt in Deublers Leben. Der einfache Bauer folgte Schritt für Schritt seinem befreundeten Lehrer ins scheinbar unentwirrliche Labyrinth, um nach vielen Streif- und Querzügen in eben jenem Labyrinth sich auf die einfachste Art zurechtzufinden, in der Erkenntnis: «Alle metaphysischen Gedankensysteme, welche die verschiedenen Religionen und Konfessionen mit märchenhafter Zaubersprache umgaben, haben einen rein natürlichen Ursprung. In seinem Gott verehrt der Mensch sein eigenes Wesen. Alle Götter sind Schöpfungen des menschlichen Gehirnes; wie der Mensch, so sein Gott. In der Unsterblichkeitslehre erblickt der menschliche Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb des sterblichen Individuum.» Deubler hatte durch Feuerbach Einsicht erhalten in die Entstehungsgeschichte der Religionssysteme. Das Höchste, was er sich in seiner Jugend in glückseliger Schwärmerei geträumt und als Sendung vom Himmel angestaut: dieses Höchste, die Religion, stand nun als etwas Menschliches, Natürlich-Gewordenes vor ihm.

Das war eine recht gute Schule für den ungeschlagenen Denker in der Lodenjuppe.

Erschien ihm nun das Göttliche als Menschliches, so wollte er auch erfahren, wie das Menschliche geworden. Da kam ihm denn der in Deutschland und Oesterreich sich unaufhaltsam bahnbrechende Darwinismus zu Hilfe. Deubler wendete sich, immer noch Feuerbach zu Rate ziehend, der Darwinistischen Literatur zu. Er wird mit Haeckel innig befreundet, vertieft sich abermals in Moleschott, Vogt und Büchner, tritt in Korrespondenz mit Hellwald, mit Dodel-Port u. a., schliesst sich immer enger an J. C. Fischer, befreundet

Vorläufig lässt Gott es aber sogar zu, dass dieses vertrackte Mexiko auch noch der rechtmässigen Regierung in Spanien Waffen und Munition liefert und auf diese Weise dazu beiträgt, dass auch in diesem erzkatholischen Lande die Vorherrschaft der Kirche untergraben wird. Es scheint, als ob es so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit im Ablauf der Geschichte gibt: Einst haben die spanischen Conquistadoren das Inkareich erobert und seine Schätze nach dem Heimatland verschleppt. Heute ist Mexiko in der Lage, sich in edler Weise zu rächen, indem es dem Gedanken des Fortschritts in Spanien zu Hilfe eilt. Diese Entwicklung ist durch die katholische Kirche nicht verursacht worden, doch hat die Kirche zur Beschleunigung dieser Entwicklung — wenigstens in Mexiko — wesentlich beigetragen.

## Das astronomische Weltbild.

Die Bahnen der inneren Planeten sind deshalb ziemlich kreisförmig, während die Bahn des äussersten und fernsten Planeten Pluto mehr in die Länge gezogen ist als die irgend-eines anderen Planeten. Die Auffassung, dass der bei der Begegnung mit dem anderen Stern aus der Sonne herausgezogene Gasstreifen ein zigarrenförmiges Aussehen gehabt haben muss, stimmt sehr gut mit den Grössenverhältnissen der Planeten überein. In der Mitte, wo dieser Gasarm am dicksten und dichtesten gewesen sein muss, befinden sich Jupiter und Saturn, die Planeten mit den grössten Massen. Die Sonne wird nun auf die glühenden und in noch nicht festen Bahnen kreisenden Planeten ebenso eingewirkt haben, wie einst die Vatersonne auf sie selbst. Lange, zigarrenförmige Streifen von Materie wird sie aus den Weltkörpern herausgezogen haben, woraus sich dann später die Satelliten bildeten. Da auch bei den grossen Planeten die Satellitensysteme im allgemeinen so konstruiert sind, dass sich die massereichsten Trabanten in der Mitte befinden, liegt der Gedanke nahe, dass sie ebenfalls aus einem zigarrenförmigen, also in der Mitte breiteren Gasstreifen entstanden sind. Die Satelliten scheinen also mit aller Wahrscheinlichkeit demselben Vorgang ihre Entstehung zu verdanken, der früher ihre Eltern, die Planeten, zum Dasein erweckte.

Gewaltige Zeiträume müssen natürlich während der Bildung des Sonnensystems verflossen sein. Auf Grund verschiedener Untersuchungen hat man für das Alter der Erde seit Beginn ihres Festwerdens ziemlich übereinstimmende Zahlen ermittelt. Die allmähliche freiwillige Atomumwand-

sich mit dem darwinistischen Philosophen Carneri, mit dem Dresdener Freidenker Julius Dubec, dem Verfasser des «Leben ohne Gott», ferner mit August Specht, dem wackern Freund der natürlichen Entwicklungslehre und freidenkerischen Schriftsteller. Er wird begeisterter Darwinianer — er geht über die Religionsphilosophie Feuerbachs hinaus und sucht Ersatz: an Stelle der Verneinung will er naturwissenschaftliche Bejahung, an Stelle der zersetzenden Kritik will er zusammenfügende Erbauung gesetzt sehen.

Naturwissenschaftliche Lektüre wurde nun seine geistige Leibspeise. Auf dem Felde naturwissenschaftlicher Forschung fand er die Fortsetzung des Pfandes der Feuerbachschen Philosophie. Das Gesetz der Kausalität, die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Grund und Folge wurde ihm erst jetzt an Tausenden lehrreicher Exempel als konkrete Einheit klar. Die Frage der Unsterblichkeit, die ihn von Knabenjahren an bis ins reifste Mannesalter fast immer am meisten zu schaffen machte, blieb definitiv erst mit dem Verständnis des Darwinismus bei Deubler für alle Zeiten begraben.

Am 26. November 1833, an seinem 59. Geburtstage, entschloss sich Deubler, die Warteburg in Goisern an seine Ziehtochter und ihren Mann abzutreten. Deubler zog sich von der Gastwirtschaft zurück und siedelte mit seiner Eleonora auf das Tusculum im Primsberg über, woselbst er in unermüdlicher Tätigkeit, immer Neues schaffend, seinen herrlichen Lebensabend zubringen sollte. In diesem Winter, also etwas über ein Jahr nach Feuerbachs Tode, war es, dass Deubler die denkwürdige, in seinem letzten Lebensabschnitt bedeutungsvollste Verbindung einleitete, die mit Ernst

lung des radioaktiven Elements Uran in Blei und Helium ist gewissermassen eine genau gehende Weltuhr. Der Zerfallsprozess ist absolut gleichmässig und durch kein Mittel im Weltall im geringsten Grade aufzuhalten oder zu beschleunigen. Die chemische Analyse radioaktiver Gesteine ergab nun ein Erdalter von rund 2000 Millionen Jahren. Man darf diese Altersangabe einstweilen als die wahrscheinlichste ansehen.

Während dieses unfasslichen Zeitabschnittes und auch noch unausdenkbar lange vorher hat die Sonne mit Sicherheit mindestens ebenso reichlich gestrahlt wie gegenwärtig. Dieses unausgesetzte Spenden von Licht und Wärme wurde lange Zeit als eine Selbstverständlichkeit betrachtet. Erst Mitte des vorigen Jahrhunderts, als das Prinzip der Erhaltung der Energie zuerst klar verstanden wurde, begann man sich darüber zu wundern, dass die Sonne überhaupt noch freundlich scheinend am Himmel stand und nicht schon längst ausgebrannt war. Es lässt sich z. B. leicht berechnen, dass eine der Sonne an Grösse ebenbürtige Kugel aus Steinkohle in 25,000 Jahren vollkommen verbrannt und zu Schlacke erstarrt wäre. Man versuchte nun das unveränderliche Glühen des Sonnenballes durch den dauernden Einsturz von Meteoren und Sternschnuppen zu erklären, also durch die Zufuhr der Wärme-Energie, die beim Aufprall von Welttrümmern auf die Sonne frei wird. Diese Auffassung wurde aber bald als unhaltbar wieder aufgegeben, da sich berechnen lässt, dass dann solche gewaltigen Schwärme von Meteoren in die Sonne fallen müssten, dass diese ihre Masse in 30 Millionen Jahren verdoppelt hätte. Im Jahre 1853 stellte Helmholtz seine «Kontraktionshypothese» auf, nach der das Zusammenschrumpfen der Sonne die schliesslich als Strahlung erscheinende Energie freigibt. Lord Kelvin konnte aber 1862 rechnerisch nachweisen, dass die dadurch erzeugte Energie nur einen Bruchteil der nötigen Gesamtenergie ausmacht und dass auch diese Hypothese, verglichen mit dem wahrscheinlichen Alter der Sonne von mehreren Billionen Jahren, nicht zu halten war. Näheres über die wirkliche Quelle der Sonne- und Sternenenergie konnte erst in neuerer Zeit durch die Forschungen der Physiker über den Aufbau der kleinsten Teilchen der Materie, der Atome, und ihr Verhalten bei verschiedenen Temperaturen gesagt werden. Die Arbeiten des bedeutenden englischen Astronomen A. S. Eddington über den inneren Aufbau der Sterne haben dieses Problem zum grössten Teil gelöst und sind heute auch fast allgemein anerkannt. Man weiss, dass im Innern eines Sternes ganz ausserordentlich hohe Temperaturen von mehreren Millionen Grad herrschen. Bei dieser gewaltigen Hitze muss jeder bekannte Stoff eine wesentlich andere Form haben als auf der Erdoberfläche. Die Atome, die auf der

Erde die Elemente bilden, sind im Innern der Sterne in ihre Bestandteile aufgelöst, welche mit einer Riesengeschwindigkeit von mehreren Kilometern in der Sekunde chaotisch durcheinander wirbeln. Wärme ist ja bekanntlich nichts anderes als eine durch die Bewegung der kleinsten Teilchen der Stoffe entstehende Energieform. Durch die Temperatur, die den Wärmegrad anzeigt, kann man auch die Geschwindigkeit der Atome oder Moleküle bestimmen. Bei Zimmertemperatur z. B. bewegen sich die Luftmoleküle mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 500 Metern in der Sekunde. Bei einer Temperatur von 40 Millionen Grad, wie man sie mit ziemlicher Sicherheit im Innern der Sonne vermutet, beträgt die Geschwindigkeit der kleinsten Teilchen etwas über 150 Kilometern in der Sekunde. Inneratomare Energien sind es deshalb zweifellos, die der Sonne die scheinbar unerschöpfliche Kraft spenden und auch die hohen Temperaturen zustandebringen, deren Bestand noch auf Jahrmilliarden gesichert ist. Die errechneten Beträge der Energiemengen, die durch die Vernichtung der Materie im Sonneninnern entstehen, sind so unvergleichlich hoch, dass man in dieser Theorie tatsächlich eine ausreichende Erklärung für die verschwenderische Ausstrahlung unseres Zentralgestirns seit ungeheuren Zeiträumen findet.

Aber noch etwas anderes muss bei diesem Kräftespiel im Innern der Sonnen beachtet werden. Zwei Kräfte sind es, die da im Körper eines Sternes gegeneinanderwirken. Wie jeder Stein auf der Erde zum Erdmittelpunkt fallen will, so drängen die Gasteilchen im Stern durch ihre Schwere zum Sternmittelpunkt. Diesem Druck von oben wird aber ein Druck von unten entgegengesetzt. Alle Gase haben das Bestreben, sich auszudehnen. Dieser Drang wird um so grösser, je mehr die Gase erhitzt werden. Im Innern eines Sternes liegen die Dinge nun so, dass dieser Druck des Gases nach aussen dem Druck von oben, den die Schwere bewirkt, genau das Gleichgewicht hält. Wäre das nicht der Fall, wäre z. B. der innere Gasdruck stärker, so würde sich der Stern aufblähen und könnte unter Umständen sogar zerplatzen. Man kennt auch solche Ereignisse am Sternenhimmel. Das Auftauchen sogenannter neuer Sterne, das man früher fälschlich auf katastrophale Zusammenstösse von Weltkörpern zurückführte, hat in Wirklichkeit in Explosionen von Sternen seine Ursache, bei denen aus unbekannten Gründen der innere Gasdruck mächtiger wurde als die dem Gegendruck der Schwere gehorchenden Gasteilchen. Es ist aber auch heute bekannt, dass die Fixsterne, die Sonnen, indem sie strahlen, zugleich einen Energie- und Stoffverlust erleiden, der ihr Altern und ihre endliche Auflösung bedingt. Von der

Haeckel. Er wurde mit dem Jenenser Professor bald eng befreundet und blieb mit diesem bis zum Tode in lebhaftem Verkehr. Dieses Freundschaftsverhältnis zwischen Deubler und dem gefeiertsten Naturforscher der darwinischen Schule ist in seiner Art ebenso erhebbend, als es der Verkehr zwischen Deubler und Feuerbach war.

Deublers Bekanntenkreis erweiterte sich nun zusehends, sein Verkehr mit Männern der Wissenschaft, Kunst und Literatur gestaltete sich zu einem ausserordentlich lebhaften und seine Korrespondenz nahm einen Umfang an, den der arme, vor 40 Jahren um sein Dasein wie um die Bereicherung seines Wissens noch mühsam kämpfende junge Müller sicherlich nicht geahnt hat, als er seinen ersten Brief an Vater Zschokke schrieb. Natürlich trug dazu nicht wenig auch der Umstand bei, dass Deublers Name immer mehr in die Öffentlichkeit drang. Die vornehmsten Tagesblätter und Wochenschriften schilderten den «Wunderbauer» in grossen Artikeln als jene phänomenale Erscheinung, die er auch tatsächlich war. Aber auch in Broschüren, Abhandlungen und Sammelwerken tauchte Deublers Name auf. An dieser Stelle sei nur der Veröffentlichung des Feuerbach'schen Nachlasses und Briefwechsels erwähnt.

Das Jahr 1875 war hart an Schicksalsschlägen. Ende Mai dieses Jahres trug man seine 83jährige Schwiegermutter zur ewigen Ruhe, und der Mutter sollte wenige Monate später auch die Tochter ins Grab folgen; Eleonora, mit der er in Freud und Leid 42 Jahre verbunden war, starb in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1875, nachdem sie acht Tage vorher, mitten in ihrer Werkarbeit, am Schlagfluss zusammengesunken war. Jene acht Tage müssen zu den schrecklichsten gezählt werden, welche je über Deubler herein-

brachen. Da konnte der Mann, welchem der Todesgedanke sein ganzes Leben hindurch am nächsten lag, der ihm so geläufig war, wie dem frommen Katholiken sein Credo — den Prüfstein anlegen und an sich selbst erfahren, wie fest ihm die Verneinung aller persönlichen Unsterblichkeit im eigenen Innern sass. Er wich nicht vom Sterbebette, durchwachte ganze Nächte, um bis zur letzten Stunde dem «treuen Kameraden» zur Seite zu stehen. Der Todeskampf war ein schmerzhafter und dauerte lange, bange Stunden. An diesem Schmerzenslager hat der Freidenker seine erste Feuerprobe bestanden.

Nun war Deubler allein; es war Winter und er sass auf seinem Primsberg, wo ihm jüngere Verwandte sein Haus und Getier besorgten.

Im Frühjahr 1876 begann er den Bau seiner im Schweizerstil gehaltenen Villa «Feuerbach», die er deshalb so nannte, weil sie auf den freiliegenden Platz zu stehen kam, wo Feuerbach so gerne gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Buch?

Die Literaturstelle der F. V. S. Transitfach 541, Bern, besorgt es Ihnen.